

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 63 (1959-1960)

**Heft:** 11

**Artikel:** Olof, unser schwedischer Sohn

**Autor:** Bischoff, Urs

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-670747>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

von Urs Bischoff

nicht!» Ich bin nur eine Frau und fühle mich nicht verpflichtet, von einer Heizanlage mehr zu verstehen als der Delegierte der Feuerschau. Da erschien mein Mann auf dem Plan. Er ist von Beruf Schreibtischmensch und riet dem grübelnden Jüngling mit der undogmatischen Frische des Amateurs: «So treiben Sie doch einfach einen Metallpropfen in das Loch hinein!» Des Gesellen Miene belebte sich sofort: «Natürlich, einen Metallpropfen! Durchmesser acht Millimeter, haben wir in der Bude, ich bin gleich wieder hier damit!» Er wollte sich schon aufs Rad schwingen, doch da wiesen wir ihn leider noch an, die Masse für das Geländer zu nehmen — und das war ein schwerer taktischer Fehler. Der Blauäugige kam nicht zurück, dafür erhielten wir prompt ein Devi für das Geländer; kurz darauf wurde es geliefert und montiert, und nach Verlauf einer weiten Woche hielten wir die Rechnung dafür in der Hand. Jedermann, vor allem jeder Angler, wird nun unsfern Verdruss verstehen. Wenn man für einen Wurm das Hundertfache dessen auslegt, was ein Fisch kosten würde, möchte man doch wenigstens einen winzigen Fisch an der Angel halten. Aber keine Spur von Fisch — mit andern Worten: das Klappenloch war noch immer offen. Ich habe nicht aufgegeben; ich habe mich noch einmal ans Telephon gehängt — diesmal wenigstens mit dem Trumpf der zu zahlenden Rechnung in der Hand —, um dem Schlossermeister von unserer Klappe zu sprechen. Ich beschrieb ihm den benötigten Metallpropfen, das Wort war mir inzwischen recht geläufig geworden, obschon ich bis anhin nur Korkpropfen gekannt hatte. Er beteuerte mir, der blauäugige Träumer habe nichts erwähnt, habe sich überhaupt nicht bewährt und sei längst entlassen. Er schickte einen andern Burschen, aber auch der erschien ohne Propfen. Er müsse sich die Sache zuerst mal ansehen! Er mass das Loch, aus dem nun seit Monaten die giftigen Gase geströmt waren, zum erneuten Male, schwang sich aufs Rad wie sein Vorgänger — aber diesmal, o Wunder, kehrte er nach einer halben Stunde mit einem eigens für uns gegossenen Propfen zurück. Das Loch ist verstopt. Die Augen des Feuerschau-Delegierten leuchteten bei der nächsten Inspektion. Meine Augen leuchteten auch; ich kann nun nämlich endlich wieder an etwas anderes denken als an das Klappenloch, und weil es heute zum guten Ton gehört, dass man seine Memoiren veröffentlicht, beginne ich nun die «Memoiren eines Hausbesitzers in der Hochkonjunktur» zu schreiben.

Es ist nett, plötzlich einen 18jährigen Sohn zu bekommen, und zwar gleichsam geschenkt, ohne die Mühe gehabt zu haben, ihn während langen Jahren erziehen zu müssen. Eines Tages erschien Olof nach einer grossen Reise bei uns, direkt aus Schweden, zusammen mit mehr als zwanzig etwa gleichaltrigen Burschen und Mädchen, die ferien- und studienhalber in die Schweiz kamen. Wenn junge Leute dank Vaters Portemonnaie und zu Bildungszwecken reisen, dann pflegen sie nicht in teuren Hotels abzusteigen, sondern in Familien, wo man sich ihrer annimmt. Das ist ganz natürlich und richtig so. Nun also, diesmal waren wir eine solche Familie, wir vertraten für vier Wochen Elternstelle bei Olof, oder man kann auch sagen: er wurde unser «Interims-Sohn», was für ihn zweifellos die grössere Umstellung mit sich brachte als für uns. Denn wir blieben in unseren vier Wänden und in unserer gewohnten Welt, während er in einem anderen Bett schlafen, andere Speisen essen, sich an ein anderes Klima und an eine andere Sprache gewöhnen musste.

Die andere Sprache, das Deutsche, ja, das war eine recht schwierige Sache, zudem der Hauptzweck seines Aufenthaltes. Wir bekamen nach seiner Ankunft fast ein wenig Mitleid mit ihm, als wir ihn so stumm bei Tisch sitzen sahen, immerhin dann und wann freundlich lächelnd. Unwillkürlich dachten wir zurück: Sassen wir vor zwanzig Jahren nicht ebenfalls auf Nadeln, als wir am ersten Abend im Welschland in die Notwendigkeit versetzt worden waren, auf Französisch freundlich «conversation» machen zu müssen? Ausgerechnet wir mit unserer 3—4 im Zeugnis?

Wir suchten unserem Gast die Situation zu erleichtern und befleissigten uns einer besonders deutlichen Sprache. «Habt ihr eine gute Reise gehabt, Olof?» fragten wir ihn, worauf er uns zuerst ängstlich anblickte und dann liebenswürdig nickte. So ganz sicher

wussten wir freilich nicht, ob er uns verstanden hatte.

«Wie war das Wetter bei eurer Abfahrt in Schweden? Hat es geregnet?» fragten wir weiter.

«Ein wenig.»

«Wir hoffen sehr, es werde dir in der Schweiz gefallen.»

«Vielleicht.»

«Verstehen deine Eltern auch Deutsch?»

«Ein wenig.»

«Kennt man bei euch daheim das Bircher-müesli?»

«Vielleicht.»

Die fremde Sprache machte dem Guten anfänglich schweres Kopfzerbrechen, doch mit den beiden Antworten «ein wenig» und «vielleicht» schlug er sich ebenso geschickt wie tapfer durch. Er war überhaupt ein angenehmer, ruhiger und rücksichtsvoller Wohngenosse, in dieser Beziehung ziemlich anders geartet als seine, mit ihm in die Schweiz gekommenen Landsleute, die zum Teil in ihren Familien ein- und ausgingen wie in einem Grandhotel und sich mit Segeln, Reiten und Tanzen bis in alle Nacht hinein nicht genug tun konnten.

Olof war ein braver und gut erzogener Sohn, ging abends zehn Uhr ins Bett und stand beizeiten auf, freute sich seines Lebens beim morgendlichen — offenbar nicht strengen — Unterricht, bei Ausflügen, beim Bummeln durch die Stadt, bei sportlichen Fernsehsendungen, beim häuslichen Ping-Pong-Spiel mit seinen neuen schweizerischen «Schwestern» sowie beim stundenlangen Zeitungslesen auf der Terrasse. Diese Lektüre führte mit der Zeit — zusammen mit den Deutschstunden und mit unseren eigenen Bemühungen bei Tisch — zu merklichen Fortschritten in unserer Sprache, und sein Wortrepertoire weitete sich über «vielleicht» und «ein wenig» von Woche zu Woche hörbar aus. Olof begann, allerdings nur, wenn man ihn ins Gespräch zog, artige kleine Sätze zu formen. Im allgemeinen zeigte er sich von der Schweiz sehr begeistert, erzählte aber doch nur wenig; dabei hätten wir so gern gewusst, was ihm in der Schweiz besonders auffiel, was ihm Freude machte und was ihn enttäuschte.

Darum baten wir ihn ein paar Tage vor seiner Heimreise, seine Beobachtungen niederszuschreiben. Olof sagte diesmal nicht «vielleicht», sondern «ja gern» und zog sich denn auch öfters mit einem Notizbüchlein in sein Zimmer zurück. Am letzten Tag überreichte er uns einen grossen weissen Briefbogen, auf dem er sauber mit Tinte und in korrektem Deutsch all das aufge-

schrieben hatte, was ihm in der Schweiz gut oder weniger gut gefiel.

Um mit dem Negativen anzufangen: die schweizerischen Würste behagten seinem Gaumen nicht, auch vermisste er anscheinend den täglichen Haferbrei sowie den Liter Milch, der ihm zu Hause von Jugend auf zur Gewohnheit geworden war. «Auf den Strassen fahren die Autos gar nicht sehr rücksichtsvoll», schrieb er, und die alten Holzbänke, die er in einer Bergbahn traf, konnten ihm erst recht nicht imponieren.

Doch das Lob überwiegt den Tadel in seinem Rapport bei weitem. So röhmt er zum Beispiel die freundlichen Menschen in der Schweiz, im besonderen die Verkäuferinnen in kleineren Geschäften, er schmunzelt über die appetitlich servierten Früchte und das köstlich zubereitete Gemüse, «das bei uns leider nicht immer so günstig ist». Er steht voller Bewunderung vor den modernen Bauten und den schönen Schulen, für die man offenbar viel Geld verwende, «was sich auf die Dauer sicher lohnt». Die Waren in der Schweiz findet er im allgemeinen teuer, beispielsweise die Schuhe, nicht jedoch Käse und Schokolade. «Zuletzt will ich sagen, dass mein Aufenthalt hier in der Schweiz meine höchsten Hoffnungen übertroffen hat», heisst es unten auf der Seite, «ich glaubte, dass die Natur schön sei, aber ich habe gefunden, dass sie noch mehr als schön ist: phantastisch.»

Ausflüge ins Tessin, nach Engelberg und über verschiedene Alpenpässe haben ihm diese hohe Meinung von der Schweizer Landschaft beigebracht — sehr zu unserer Befriedigung, denn es lag uns natürlich daran, ihm möglichst viele gute Eindrücke zu vermitteln und ihn mit den besten Erinnerungen wieder heimreisen zu lassen.

«Doch über uns selbst — über die „Pflegefamilie“ — steht gar nichts in seinen Notizen?» fragte eines der Kinder leicht enttäuscht.

Nein, wir figurieren nicht in seinem Bericht, vielleicht, weil er es taktlos fand, so etwas niederzuschreiben. Dafür bekamen wir zwei Wochen nach seiner Rückreise einen Brief von ihm aus Schweden, worin er uns für seinen Aufenthalt dankte und mit den Worten schloss: «Herzliche Grüsse von Ihrem treuen Olof.» Treuer Olof — das hält die Hoffnung in uns wach, ein andermal wieder von unserem «Sohn» zu hören; denn wir haben ihn in der kurzen Zeit recht liebgewonnen. Und schliesslich gehört er nun doch auch ein wenig zu unserer Familie, nicht wahr?